

Nr. 228. Bromberg, den 6. Oktober. 1934



(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nach diesem anstrengenden Geschäft hatte Wally ein Mittagessen in einem Restaurant vorgeschlagen. Bisher hatten sich die Mädchen selbst beköstigt. Die Fischersfrau hatte ihnen ihre Küche zur Verfügung gestellt.

Das Restaurant war eine einfache Trattoria. Man bekam dort Riesenportionen von Makkaroni, Fisch und Obst, alles für billiges Geld.

Wally aß mit gutem Appetit, aber Lilli stocherte nur in den Speisen herum.

„Schmeckt es dir nicht, Lilli?"

„Doch, das Essen ist ausgezeichnet. Ich habe aber keinen Appetit. Ich mache mir Sorgen um die Zukunft."

„Warum denn?"

„Unser bißchen Geld wird bald alle sein."

„Dann verdienen wir eben neues! Jetzt beginnt hier die Saison, wie mir die Fischersfrau gesagt hat. Es sind schon viele Gäste eingetroffen. Hier bekomme ich bestimmt eine Stellung."

„Aber ich nicht, denn ich verstehe nichts," gestand Lilli niedergeschlagen.

„Ich werde dich schon durchbringen."

„Das geht doch nicht, Wally."

„Es wird schon gehen. Oder willst du nicht doch lieber nach Hause schreiben, Lilli?"

„Auf keinen Fall! Ich schäme mich zu sehr."

Lilli Evers hatte ihrer Leidensgefährtin ihre Geschichte erzählt.

„Sei nicht töricht," redete Wally zu. „Wenn dein Verlobter dich lieb hat, wird er dir bestimmt verzeihen."

„Gerade weil Klaus mich liebt, will ich nicht schreiben. Ich habe mich zu töricht benommen und ihn so oft gekränkt."

„Und sonst hast du niemand?"

Lilli schüttelte den Kopf.

Zwar tauchte vor ihrem geistigen Auge die vierschrötige Gestalt von Tante Jette auf, aber auch die alte Dame hatte sie sich verscherzt. Sie hatte sie stets vor den Kopf gestoßen, die es auf ihre Weise gut mit ihr gemeint hatte.

Natürlich konnte sie an ihre Bank schreiben, sich Geld senden lassen und nach Hause fahren. Aber das wollte sie nicht tun! Lilli hatte sich in eine Art selbstquälerischer Bußfertigkeit hineingesteigert, empfand brennende Scham und wollte verschollen bleiben. Sie hatte nicht den Mut, Klaus oder Tante Jette unter die Augen zu treten.

Sie wollte, wenigstens vorläufig, im Auslande leben und sich ihr Brot selber verdienen.

Wie dies Kunststück fertigzubringen sei, wußte sie vorderhand selber nicht.

Wally betrachtete Lillis trübseliges Gesichtchen und tröstete:

„Na, wir werden uns schon auf die Beine stellen. Kopf hoch und guck dich um, Lilli. Sieh mal, wie hübsch es hier ist."

Man saß vor der Trattoria und speiste an einem der kleinen Tischchen.

Wally ließ ihre Augen vergnügt die Straße auf und ab spazieren. Die Aussicht war wirklich erfreulich. Links stiegen, hinter Hotels und Albergos, die Berge hinan. In den Gärten grünte und blühte es. Graugrüne Olivenbäume standen in weiten Gärten, die von dunklen Lorbeerhecken umsäumt waren. Palmen raschelten mit hartem Laub, wenn der Wind durch ihre Kronen fuhr.

Rechts weitete sich die blaue Bucht mit dem Molo und der Landungsbrücke. Boote mit gelben Segeln glitten über die Wasserfläche. Ein paar junge Burschen ruderten unter Gesangsbegleitung einen schwerfälligen Kahn, in dem es silbern glitzerte. Ein frischer Fischfang wurde an Land gebracht.

Die Straße selbst war heiter, von niedrigen, hellfarbigen Gebäuden umsäumt, in denen sich kleine Läden aufgetan hatten.

Das halbe Geschäftsleben Portoroses spielte sich auf der Straße ab.

Drüben war eine Cremeria. Dort konnte man Kaffee trinken oder Fruchteis essen.

Weiter unten befand sich ein Laden, der bunte Ketten feilhielt. Dann kam ein Geschäft mit einheimischen Stickereien und allerlei Handarbeiten.

Ein anderes Lädchen vertrat die mit Recht so beliebte Andenkenindustrie in Form von bemalten Muscheln, farbigen Steinen, Mosaiken in allen Regenbogenfarben.

Ein Ansichtskartenstand fehlte nicht, und genau gegenüber hatte sich ein Photoladen aufgetan, in dem ein junger beweglicher Italiener seine Kunden verewigte.

Gerade hatte er ein neues Opfer vor.

Dieses Opfer war ein weißhaariger, nett aussehender Herr, der mit einer wahren Lammsgeduld die Manipulationen des Photographen über sich ergehen ließ.

Es war, mit einem Wort, Baron Karl Dittchen, der in Portorose brav seine Nachkur machte und seine Langeweile mit Photographierenlassen bekämpfte. Er setzte alle Tage einen anderen Photographen in Nahrung, und wenn er die Reihe der Schwarzweißkünstler durch hatte, fing er wieder bei dem ersten an.

Die Bilder sandte er dann immer an Tante Jettchen nebst den entsprechenden ausführlichen Episteln über sein Leben und Treiben.

Wenn man sich mopst, schreibt man Briefe!

Der Photokünstler gab sich mit enormem Gestenaufwand Mühe, Baron Dittchen in eine malerische Pose zu bringen. Italiener sind immer für malerische Posen. Aber es war ein Versuch am untauglichen Objekt, weil der Jüngling nur italienisch sprach, von welcher klangvollen Sprache der Baron gerade Bitte und Danke verstand.

Angesteckt von der Lebhaftigkeit des Schwarzkünstlers, schnatterte Dittchen auf deutsch ebenso laut wie der Italiener, ohne daß dies zum Verständlichmachen beigetragen hätte.

Dadurch lenkte er die Aufmerksamkeit der beiden Mädchen auf die Szene.

Wally lachte. Auch Lilli mußte lächeln.

„Ich glaube, man muß den beiden helfen," meinte Wally und marschierte zu dem Photographen hinüber.

Lilli folgte.

„Sie sollen sich hier an diese Säule lehnen, mein Herr," übersetzte Wally dem Baron die Wünsche des Photographen. „Und den rechten Arm sollen Sie in die Hüfte stemmen."

„Heiliger Bimbam, warum denn?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil es imponierend aussieht."

„Na, ich sehe ganz gern imponierend aus, mein Fräulein."

„Und dann sollen Sie freundlich lächeln!"

„Den Deubel auch, ich jriene ja wie ein Primeltopf," lachte der Baron. „Na, Sie sind unser rettender Engel, liebes Fräulein. Ich habe kein Wort von der Suada verstanden, die dieser schwarzlockige Jüngling über mich losgelassen hat. Ist es so richtig? Bon!"

Obschon die Verständigung nun schon stattgefunden hatte, schrie der Italiener noch immer voller Temperament auf Baron Dittchen los. Zur Abwechslung auf französisch, was Lilli zum Eingreifen veranlaßte.

„Meine Freundin hat dem Herrn bereits erklärt, welche Position Sie wünschen, Signor," sagte sie, ebenfalls auf französisch.

Der Photograph machte eine Bewegung, als wolle er den Himmel, Lilli und das Weltall vor Begeisterung umarmen.

„Sie sprechen französisch, Mademoiselle? Welch ein Glück! Dieser Signor spricht weder italienisch, noch französisch, und ich kann nicht deutsch. Ich danke Ihnen tausendmal! Jetzt wird alles klappen."

Aber es klappte nicht.

Der eifrige Photograph schien mit seinem Handwerkszeug nicht sehr vertraut zu sein und für sein Metier mehr guten Willen als Können zu haben. Lilli beobachtete den Kampf des Guten, den er mit Stativ und Photokasten aufführte, mit wachsendem Staunen. Sie war selbst eine geschickte Amateurphotographin. Schließlich griff sie ein, richtete Belichtung und Distanz, und endlich wurde Baron Dittchen in mehrfachen Posen auf die Platte gebannt.

Die Mädchen kehrten an ihr Tischchen von der Trattoria zurück.

Baron Dittchen gesellte sich zu ihnen.

„Gestatten Sie, daß ich mich einen Augenblick setze", stöhnte er. „Dieser Photograph hat eine ziemlich strapaziöse Methode. Ich bin ganz erschöpft."

Die Erlaubnis wurde freundlich gegeben, worauf der Baron als höflicher Mensch und Deutscher seinen Namen nannte.

„Sehr angenehm", sagte Wally. „Mein Name ist Wally Brandl. Diese Dame heißt Fräulein von Lingen."

Lilli Evers mußte sich, gemäß ihrem Paß, so nennen.

In Italien wird jedem Ankömmling sein Ausweispapier abverlangt. Auch die Fischersfrau hatte von ihren Mieterinnen die Legitimationen abgefordert, um sie dem Podesta (Bürgermeister) zur Kontrolle vorzulegen.

Lilli errötete, als Wally den falschen Namen nannte. Aber der Baron beachtete es nicht. Nach dem langen Alleinsein schwatzte er wie ein Spatz. Die Gesellschaft der beiden jungen Mädchen behagte ihm. Schließlich zog er die Uhr.

„Ich muß jetzt in mein Hotel zum Mittagessen", entschuldigte er sich. „Wollen die Damen am Nachmittag mit mir Kaffee trinken? Es würde mir eine große Freude sein."

Wally nahm ohne Umstände an.

„Dann um vier Uhr im Garten von San Lorenzo", sagte Dittchen vergnügt. „Kennen Sie den Weg?"

„Wir werden uns schon hinfinden", beruhigte Wally ihn lachend.

Der Baron stiefelte zufrieden ab. Endlich ein Nachmittag, an dem er nicht allein war. Ein Rendezvous mit zwei hübschen, jungen Mädchen war eine erfreuliche Sache. Baron Dittchen pfiff sich eins.

„Wir hätten nicht annehmen sollen, Wally", hatte Lilli ihre Bedenken.

„Warum denn nicht? Es ist ein sehr netter, alter Herr und wir haben doch nichts vor."

„Aber wir kennen ihn gar nicht."

Lilli kannte den Baron tatsächlich nicht.

Tante Jette, die sonst nicht gerade zu den verschwiegenen Naturen gehörte, hatte gerade zu ihr niemals von ihrer verunglückten Heirat gesprochen.

„Na, er wird ja nicht auch gerade ein Mädchenhändler sein, wie der verflossene Varescu", beruhigte Wally. „Nanu, was will denn der Photograph von uns?"

Der junge Italiener hatte mit zappelnder Ungeduld auf den Weggang des Barons gewartet. Jetzt stürzte er herüber, wandte sich an Lilli und plapperte in rasendem Französisch auf sie ein.

„Was will er?" fragte Wally neugierig auf deutsch dazwischen.

Lilli lachte.

„Ich habe soeben eine Stellung angeboten bekommen!"

„Waaas?"

„Dieser junge Mann heißt Cesare Borgia", erklärte Lilli heiter. „Er ist mit den berühmten Borgias der Geschichte weder verwandt noch verschwägert, wie er mir beruhigenderweise versichert, sondern ein ehrsamer, leider stellungsloser Bankbeamter aus Venedig.

Mit seinem letzten Geld hat er sich in Portorose als Photograph etabliert und hofft, in der Saison ein Geschäft zu machen. Er sieht aber allmählich ein, daß dies ein kühnes Unterfangen ist, weil er erstens von Bankfachen mehr versteht, als vom Photographieren, und zweitens nur Italienisch und Französisch spricht. Das ist beim Geschäft ziemlich hinderlich, da die meisten Kurgäste hier Deutsch sprechen.

Und schließlich hält mich Herr Borgia für eine perfekte Photographin. Na, über diesen Irrtum gedenke ich ihn nicht aufzuklären, sondern werde morgen meinen Posten antreten. Jedenfalls verstehe ich vom Photographieren bedeutend mehr als Herr Cesare. Gehalt kann er allerdings nicht zahlen, aber er will mir von allen Aufträgen Prozente geben. Was sagst du nun, Wally?"

„Daß es ganz verkehrt von dir war, den Kopf hängen zu lassen, Lilli. Du wirst eher Geld verdienen als ich!"

Dann begann Wally Brandl heftig mit Herrn Borgia auf italienisch zu parlamentieren. Herr Borgia bestellte noch einen halben Liter Wein und man stieß auf das Engagement Lillis an.

Dann gingen die Mädchen nach Hause.

Signora Rossi, die Fischersfrau, rührte in ihrer kleinen, verräucherten Küche eine Tomatensoße. Sie rief die Mädchen herein.

„Signorina Brandl, Sie suchen doch eine Stellung als cammeria?"

„Haben Sie etwas für mich?" fragte Wally eifrig.

„Die Stellung ist gefunden. Ich wasche für das Hotel Splendid. Die Padrona vom Splendid will noch ein Mädchen einstellen und wird Ihnen den Posten offenhalten. Sie sollen sich morgen früh mit Ihren Zeugnissen melden. Ecco! Wie bin ich?"

„Wie eine gute Fee!" rief Wally. „Und von meinem ersten Monatsgeld kriegen Sie einen Anteil, auch von den Trinkgeldern!"

Die rundliche Italienerin gluckste zufrieden und die Mädchen stiegen in ihre Kammer hinauf.

Hier tanzte Wally einen Freudentanz eigener Erfindung.

„Triest hat uns Pech gebracht, Lilli! Aber hier haben wir Glück! Jetzt wollen wir Mittagsschlaf halten, damit wir für den Herrn Baron hübsch und frisch sind. Außerdem ist's unser letzter freier Tag. Morgen wird gearbeitet, hurra!"

Lilli wollte nicht schlafen.

Sie wollte an Klaus denken.

Ob er sich Sorgen um sie machte? Ob er wütend auf sie war? Ob sie nicht doch zu ihm zurückkehrte, Abbitte tat und — —

Lilli schlief ein, weil der Wein sie müde gemacht hatte.

Sie erwachte erst, als Wally sie am Arm rüttelte.

„Aufstehen und anziehen, Lilli! Auf zum Stelldichein mit einem richtigen Baron! Ach je, unsere Toiletten sind nur mäßig, trotzdem ich die Kleider gebügelt habe. Wenn ich den Posten im Splendid bekomme, schaffe ich gleich für uns etwas Neues an. Die Signora Rossi wird mir sicher ein bißchen Geld leihen."

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse in Luzern.

Von Paul Alverdes.

Mächtig bewegt vom Anblick des nahen Gebirges über dem Wasser, das mit abenteuerlich geformten Graten und Gipfeln in weitem Halbrund blau und schwarz über dem stumpfen Silberblick des Schnees gegen den schieferfarbenen Gewitterhimmel getürmt war. Der See von düsterer Färbung nur mäßig in Bewegung, die Uferstraße unter dem dichten Laub der Kastanien noch triefend naß vom Regen, der sich in milchweißen Nebelflören an die schöne Gestalt des Pilatus hängte. Es war merklich kühl, und die Ahnung eines plötzlich hereinbrechenden und freudlosen Abends in der Luft, wie sie im Hochgebirge häufig sind.

Der Wirt in dem kleinen Hotel roch weithin nach Wein und Schnaps. Er war weiß wie Mehl im Gesicht und sah aus, als ob ein tödlicher Kummer an ihm nage. Zuweilen dienerte er über seinen Schriften in der Empfangsloge höflich und ohne rechten Anlaß und blickte mich mit gewinnender Herzlichkeit an; dann gähnte er sehr lange, wie sonst nur die Säuglinge gähnen, und blickte wieder kummervoll. Ich schien der einzige Gast des Hauses zu sein. Im Speisesaal, dessen Ecken mit fahnenschwenkenden Landsknechten aus bronziertem Gips verziert waren, saßen vier Saaltöchter bei einer Näharbeit und berieten über mich. Das Zimmer, das der Wirt mir selber zeigte, war winzig klein und sehr sauber, das Fenster sah auf eine stille Gasse hinaus. Ich zog mich sogleich um und stiefelte in hellen Hosen davon, auf irgendein unerhörtes Abenteuer gespannt.

Es regnete aber schon wieder, als ich über die alte Reußbrücke mit den vielen Bildtafeln schritt. Es war vielfacher Tod auf den Bildern dargestellt: Morde, Aufstände, Hinrichtungen, Schlachten — fast als bestünde die Geschichte eines Staates im wesentlichen aus wenig anderem als aus unablässigem geheimen und öffentlichen Töten und Sterben. Vor dem Jahre 1914 hätten sich die wenigsten Europäer gescheut, zu sagen, daß solche Taten und Zeitläufte ein für allemal vorüber seien und nimmer wiederkehrten. Für die Schweizer ist es Wahrheit geblieben.

Die Seepromenade zeigt ein sandsteinernes Prunkhotel neben dem andern, eine halbe, eine Stunde weit, solange man will, das gekrümmte Ufer hinauf und hinab. Die Landessprache ist die englische. In allen Schriftgraden bis zur vollen Manneshöhe der Buchstaben findet man sich zum Tee, zum Essen, zum Tanzen, Fliegen, Bootfahren, Angeln, Schwimmen, Dampfbaden, Massiertwerden, Tennis-, Krocket-, Karten- und was sonst noch für Spielen und Zerstreuungen eingeladen. Aber die Hallen und Glasveranden waren noch leer, ein paar weißhaarige Amerikanerinnen, die Angesichter wie Freudenmädchen bunt bemalt, mit Hornbrillen und schwarzen Seidenstrümpfen zu roten oder gelben Halbschuhen, saßen gelangweilt herum, und hinter den Fenstern standen die nobel aussehenden Kellner und spähten auf die Straße.

Es fuhr noch ein Dampfer nach Bürgenstock hinüber. Da sich der Himmel etwas erhellte und der fallende Nebel einen regenlosen Abend verhieß, fuhr ich mit. Ich war der einzige Gast auf dem oberen Deck.

Das Gefühl der Fortbewegung ist nirgends schöner und so zu Heiterkeit und einer scheinbar grundlosen Glückseligkeit stimmend als auf den Schiffen von dieser Art. Man ist wie auf der festen Erde, angstlos und sicher, man geht umher und sitzt wechselnd nieder und steigt Treppen und Leitern auf und ab. Aber zugleich verläßt dich die uraltselige Empfindung des Getragenseins, des Wechsels in der Dauer, keinen Augenblick. Es ist, als ob einmal die Sekunden dir nicht entwichen, sondern du darfst miteilen mit ihnen, und wie sie sich erneuern, so erneuert sich auch der Raum, auf dem du weilst und fortgeschwungen wirst zu gleicher Zeit. Vielleicht ist dies nach dem Tode so, und wie aus solchen Ahnungen oder doch kaum bewußten Empfindungen heraus meldete sich alsbald ein Zwang in mir, mir selber zu bestätigen, daß ich gleichwohl noch unter Lebenden weilte, einsam für jetzt, aber der Geselligkeit noch untertan. Ich sprach mit mir selbst, ich redete die Berge und die Abendwolken, den Braus des Windes auf dem erdunkelnden Wasser, das immer tiefere Grün der Kastanienwipfel über den Gärten mit allerlei vorgeprägten Worten an. Zuletzt waren es ein paar Verse, die ich seit meiner Schulzeit nie wieder vergessen:

„Mach hurtig, Jenni! Zieh die Naue ein!
Der graue Talvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch . . .“

Ich wiederholte sie mir einige Male halb lachend und halb mit Grausen, denn nun zeigten sich Gesichter, die ich lange nicht mehr gesehen, Namen, die ich schon vergessen hatte — Gesichter und Namen der Toten, mit denen ich auf dem Düsseldorfer Pennal die Szenen aus dem „Tell“ auf eine halb travestierende und halb ergriffene Weise während der großen Pausen dargestellt hatte. Wir brachten uns mit den Linialen zu Tode und erwarfen den Vogt mit dem Zeigestecken. Da wußte der immer feige und ängstliche St. noch nicht, daß er keine vier Jahre danach an einem Bajonettstich sollte sterben müssen, noch des Tellen Sohn, der oftmals mit einem Apfel aus seiner Frühstückstasche auf dem Haupte das Schützenlied gesungen hatte, daß er hoch in der Luft über einer englischen Stadt zu Asche verbrennen sollte.

Es dunkelte schon, die Basteien von Stansstad sahen bleich herüber, in den Wäldern über Bürgenstock brauste der Wind, die ersten Lichter zeigten sich ringsumher, und manche hoch wie Sterne an den Wänden, aber roten, irdischen Lichtes. Ich ließ mir Wein und Fleisch kommen und teilte mit den Fischen. Wie nun aber der Dampfer dicht an den Ufern entlang heimkehrte und in den üppig verschwiegenen Gärten der vielen kleinen Gasthöfe die Laternen sich wiegten und an manchem Balkon und mancher Loggia die Türen weit offenstanden und den Blick in freundlich erhellte Zimmer gewährten, da wendete sich die Seele begierig wiederum dem Allerlebendigsten zu. Hier, dachte ich, sind die Herbergen der Liebenden, ich muß hier nur aussteigen und mich zu Tische setzen, und mich werden Blicke treffen wie lange, süße Schläge auf das Herz, ich bin willkommen, bin längst erwartet. Aber es zeigte sich niemand, in keinem Hause, sie schienen alle unbewohnt und die Lichter zur Täuschung zu brennen. Ein paar Saaltöchter mit weißen Häubchen strichen herum, und an den Anlegebrücken standen die Hausdiener mit goldgestickten Mützen im gelben Schein der Stationslampen und spuckten verdrossen ins Wasser. Ein Platzregen troff hernieder, als ich gegen neun Uhr des Abends wieder über die Brücke lief.

Der Wirt saß noch in seiner Loge und hatte blutunterlaufene Augen. Er schwankte hin und her, seine Stimme aber war unverändert gemessen, als er mir mit ausgesucht höflichen Worten gute Nacht wünschte. Als ich oben aus dem Fenster sah, da war gerade gegenüber das Vereinshaus der Abstinenzler. Sie hielten Versammlung ab in einem kleinen Saal, in den ich hineinblicken konnte, und lauschten mit ernsten, bekümmerten Mienen einem Vortrag, den ein ungemein großer und breitschultriger Abstinent zu halten schien. Er hatte einen Zwicker auf der Nase und las aus einer Liste etwas vor, und zuweilen nahm er ihn herunter und drohte damit, indem er Zahlen oder Daten aus seiner Liste wiederholte. Dann ging eine Bewegung durch die Abstinenzler, sie schüttelten die Köpfe und sahen einander hochmütig an. Als der Große zu Ende war, gingen sie ganz unvermittelt still auseinander; es waren ganz alte und ganz junge Leute darunter.

Später, als ich die Schuhe vor die Türe setzte, standen im Halbstock über dem Lichtschacht gegenüber die Saaltöchter; sie wiegten sich in den Hüften und neigten sich stumm über das Geländer und lächelten und winkten. Ich zog verlegen die Türe zu, es waren alle vier.

Andern Morgens erwachte ich schon sehr früh von einem Zwitschern und Trappeln, das nicht zu deuten war. Ich fuhr im Hemd ans Fenster, da waren es lauter junge Mädchen, die von allen Seiten auf eine Kleiderfabrik an der Ecke schräg gegenüber zutrippelten. Mit dem Glockenschlag sieben ward es wieder still und nichts mehr zu sehen als ein winzig kleiner Stift, der mit hängenden Beinchen auf einem Kontorbock vor einem ungeheuren Hauptbuch saß. Ich legte mich wieder hin und verschlief die Abfahrt des ersten Dampfers. Der Regen trommelte auf das Blech des kleinen Daches vor dem Haus.

Der Philosoph.

von Anton Gabele.

Da war der Krieg zu Ende. Man hungerte noch ein paar Wochen daheim bei den Eltern herum, betäubt und wie verängstigt von der Stille — und fuhr schließlich zur Hochschule, saß in einem großen, hellen Saale, hörte Dinge und Wichtigkeiten, deren Dasein man vier Jahre lang nicht mehr bedacht, und hatte rings um sich her ein Gewimmel kritzelnder Frauen und bartloser Jungen. Der Sprung vom Schützengraben in die Wissenschaft war nicht so schwer. Doch schwer, unerträglich wurde den meisten von uns Kriegern dies Menschengedränge, das mit Haß und Gier in den Augen sich heranschob und schweigend schrie: Nur keine Sekunde verlieren! Tempo und nicht gefackelt! Jetzt gilt es, sonst sind die besten Plätze heidi!

„Für die Kneipe habe ich keinen Groschen. Und mich in der Bibliothek um einen Stuhl streiten — nä! Außerdem kannst du da nicht rauchen . . ." sagte mein Kamerad Walter. „Aber ich habe dir was ausgeschnüffelt. Da staunste!" Er führte mich im Erdgeschoß der Universität rechts herum, links herum, drei Stufen hinauf und etliche wieder hinab bis in den entlegensten Vorlesungsraum. Schritt an den leeren Bänken vorbei bis zum letzten Platz und breitete da seine Sachen aus: Buch, Heft, Feder Pfeife, Tabaksbeutel und Streichholz. Dann öffnete er das Fenster und wies mir mit einer Handbewegung den herbstlichen Park, menschenleer und still wie unsere Batteriestellung im Argonnenwald.

„Und du glaubst, man lasse uns hier ungeschoren?"

„Abwarten!"

Zwei Damen, schwarz gekleidet, unbestimmbaren Alters schlichen herein und blieben in der vordersten Bank unter dem Katheder. Sobald sie ihre Mäntel abgelegt und die Kollegheste aufgeschlagen hatten, klopfte Walter am Fenster sein Pfeifchen aus und begann, es schmunzelnd zu stopfen.

Endlich schürfte der Professor in die Türe, ein Greis mit weißem Vollbart und blind. Ein pausbäckiges Mädelchen führte ihn, hielt seinen Arm, bis er aufs Pult gestiegen, und huschte wieder davon, die Türe hinter sich schließend. Indem sie am Katheder stand, wartend, bis der Alte Herr die Höhe erklimme, lagen ihre großen, dunklen Kinderaugen immer auf uns zweien. Walter nickte ihr zu, und auch ich tat es bald. Sie lächelte nie zurück. Doch im Fortgehen hüpften jedes Mal die krausen Enden ihrer langen Zöpfe, und das war wie ein herzhaftes Lachen.

So saßen wir, drei Monate lang, jeden Tag von zehn bis halb zwölf, die Vorlesung eines Professors „schindend", von dem wir kaum den Namen kannten. Niemand störte uns. Wir konnten rauchen. Denn der Qualm war so einsichtig, sich gleich zum offenen Fenster hinaus zu verkräuseln. Wir konnten lesen, schreiben, schlafen, die Spatzen am Fenster füttern oder in den Park hinaus träumen. Niemand störte uns, und wir störten niemand. Die zwei Damen blieben die einzigen Zuhörer, und sie schrieben und schauten sich niemals um. Die schwarzen Augengläser des Professors aber waren in eine Ewigkeit erhoben, die uns verschwinden machte, auch wenn die Augen nicht blind gewesen wären. Immer gleich, hell und dünn, sang seine Stimme über uns hinweg. Selten nahm ich eines seiner Worte auf, und dann war es zwar fern, doch auch wieder irgendwie vertraut und wie aus einer gemeinsamen Heimat her. Man fühlte sich wohl dabei wie im Gesumme des Mittags über den Wiesen.

Dann kam der Frühling, der erste des Friedens, und Semesterschluß. Eines Mittags erschien wieder das blonde Zöpfchen an der Türe, das Kind huschte herein und berührte den Arm des Professors. Der stand auf wie immer, aber verließ nicht den Platz, senkte den Kopf und sagte endlich leise und wie zu sich selber: „Dies war meine letzte Vorlesung." Langsam und wie von großer Last beschwert hob sich der Kopf wieder. „Ich habe achtundsechzig Semester von dieser Stätte zur deutschen Jugend gesprochen. Nun soll ich gehn. Mit dem Wörtlein „hiermit sind Sie Ihres Amtes enthoben" wischt mich die Regierung des heutigen Staates hinweg. Man jagt den Philosophen und will die Philosophie jagen, weil man sie fürchtet. Der Philosoph geht, die Philosophie besteht. Patiens, quia aeterna! Und wenn man ihr die Sprache verbietet, sie wird von Herz zu Herzen überspringen!"

Er fingerte erregt am Pult herum und stieg plötzlich herab. Nicht nach der Seite, wo die kleine Führerin harrte. Er wollte jetzt ihre Hilfe nicht. Nur leicht mit der linken das Pult anrührend stand er stolz aufgereckt und reichte die Rechte hinaus: „Meine Damen — meine Herren! Wir waren verbunden, wir wollen es bleiben! Geben Sie mir die Hand darauf!" Und durch die hingestreckten Finger des Greises rann ein zaghaftes Suchen und blindes Ertasten.

Schon standen die zwei Damen vor ihm, gaben und gingen. Aber auch wir zwei sprangen in großen Sätzen nach vorne, und ergriffen die zittrige Hand, Walter zuerst, dann ich. Ach, es war dem alten Manne nicht genug; die Hand suchte mehr, die Finger tasteten in die leere Luft. Walter, der gute, begriff sofort. In einem Husch glitt er hinter mir vorbei, ergriff noch einmal die Zitterhand. Und ich folgte ihm und Walter mir und ich Walter . . . Wir täuschten und wußten es kaum. Wir fühlten nur, der alte Mann wollte diesen letzten Trost haben, und wir mußten ihn geben. Und wir waren jung genug, um doch ein wenig zu schauspielern und den Händedruck immer wieder anders abzustufen.

Schließlich trat das Mädelchen heran, wehrte uns zurück mit den ernst erstaunten Kinderaugen und legte die Hand auf die Hand des Greises. Sowie er sie fühlte, liebkoste er ihr Haar und schluchzte fast: „Maria, Frontsoldaten gaben mir die Hand!" Und schlürfte mit ihr davon.



Lustige Ecke



Neues aus Schottland.

Bei einem Brande in Aberdeen wird Mac Kinley von einem Feuerwehrmann aus dem Schlafe geklopft, der auf der Leiter steht und ihn hinabtragen will. Mac Kinley vergißt nicht zu fragen:

„Kostet das etwas?"

*

Mac Kinley bekommt einen Brief von seinem Bruder, der vor fünfundzwanzig Jahren nach Australien ausgewandert ist und nichts weiter von sich hören ließ.

„Was stand denn in dem Brief?" fragt ein Freund.

„Das kann ich leider nicht sagen, der Brief mußte zurückgehen, weil ich Strafporto zahlen sollte."

*

Als Mac Kinley heiratete, traf er drei Tage später einen Freund.

„Was macht die junge Frau?"

„Die ist allein auf der Hochzeitsreise."

„Donnerwetter, warum denn?"

„Weil es billiger ist."

*

Polizeibericht aus Aberdeen: „Gestern stießen zwei Zweisitzer zusammen. Alle achtzehn Insassen wurden verletzt."



Bunte Chronik



Ehrenkarten für kinderreiche Mütter.

Die Gemeinde Rogätz in der Provinz Sachsen hat für ihre kinderreichen Mütter eine nachahmenswerte Auszeichnung geschaffen. Sie gibt an Mütter von drei und mehr Kindern Ehrenkarten aus, die ihnen überall da, wo bei starkem Andrang langes Warten notwendig ist, eine Bevorzugung sichert. Dazu gehört die Abfertigung bei Behörden, an Eisenbahn- und Postschaltern und in Geschäften. Es ist keine Frage, daß durch diese Einrichtung den kinderreichen Müttern ihre Pflichten weitgehend erleichtert werden. Stundenlanges Warten in Geschäften und bei anderen Gängen wird vermieden, und diese Vielbeschäftigten werden umso schneller zu ihren Kindern zurückkommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.